

Pflug- und Ackergeschichten

Wenn der Zeigerhaniss bedächtigen Ganges hinterm Pfluge herschritt, dann waren die Grenzen seines Ackers für ihn zugleich auch die Grenzen der Welt. Er ging in seiner Arbeit völlig unter, sein himmlisches Teil hätte auf dem Spiel stehen können, er wäre kaum mit innigerem Bemühen dabei gewesen. Keine Furche durfte auch nur um einen Zoll breiter sein als die andere. Wie mit dem Lineal gezogen, musste sich Gang für Gang⁹ abzeichnen. Wenn eine Scholle nicht genau so lag, wie er sie sehen wollte, dann konnte er mitten auf der Furche halt befehlen und sie mit den Händen zurechtrücken. «Es gibt Leute, denen weder ein Pflug noch ein Schuh breit Land gehören sollte», behauptete er oft unwillig. «Sie hobeln so drüber weg und haben keine Andacht und keinen rechten Gedanken dabei. Wer so schafft, für den hat die Arbeit nicht mehr Wert als für den Müssiggänger das Faulenzen; bloss dass er jeden Tag seine vierundzwanzig Stunden älter wird.»

Für den Leitbuben war es nun allerdings eine Sache der Unmöglichkeit, diesem eigensinnigen Ackermann alles recht zu machen. Manchmal, wenn wir mit dem Pflug ausrückten, steckte mir Frieda hinterrücks irgend einen Leckerbissen zu, etwa den Zipfel einer Rauchwurst oder ein Stück Ofenkuchen. Sie sagte, ich müsse das mit der Geduld verdienen, sie danke Gott, dass sie von der Arbeit des Viehtreibens erlöst sei und wolle beim Zwischenimbiss gern mit Brot vorlieb nehmen.

Mich freute nichts so sehr, als wenn ich ihr einen Gefallen tun konnte, es hätte der kleinen Anerkennungszeichen gar nicht bedurft. Denn ich muss hier bekennen, dass ich gleich vom ersten Tag an ihre Augen gern sah. Manchmal meinte ich, sie wisse oder merke das, denn sie musste oft leise in sich hineinlächeln, wenn ich etwa bei Tische halb unbewusst meine Studien an ihr machte, immer mit dem Vorhaben, endlich herauszubringen, was denn an ihren Augen so Besonderes sei. Darüber war ich nicht im Zweifel, dass ein so hübsches Mädchen allen jungen Burschen auf der Steig gefallen müsse und dass sich wohl bald ein Hochzeiter für sie finden würde, gewiss ein viel sicherer, als der Torbrunner-Noldi einer war.

Beim Ackern gab ich mir alle erdenkliche Mühe, meinen Meister zufrieden zu stellen. Es ging auch mit der Zeit leidlich gut; ich war der Meinung, meine Leistungen könnten jetzt keineswegs mehr viel zu wünschen übrig lassen, und bildete mir bereits ein wenig darauf ein. Da gestand mir der Zeigerhaniss eines Tages mit einigen Vorbehalten, er habe nun wirklich die Hoffnung, dass ich bei gutem Willen so nach und nach mit den Jahren den ersten Begriff bekommen könnte, was fahren sei. So gut wie die Frieda mache ich es schon jetzt, doch beweise das nicht viel. Die habe beim Umkehren die Handkuh selten einmal rechtzeitig in die Furche gebracht, natürlich, sie sei halt mit den Gedanken die halbe Zeit in Spanien oder Luxemburg gewesen, wie es den Mädchen in diesem Alter nicht anders zuzutrauen sei. Und weil sie dreispännig gar nicht hätte fahren können, so habe er den Pflug immer um einen oder um zwei Zähne zu hoch führen müssen. Ja, er wisse, was er in dieser Zeit beim Ackern ausgestanden habe. Manchmal ging es freilich ganze Halbtage wie am Schnürchen. Aber es konnte auch vorkommen, dass die strenge Arbeit einer der Kühe vor der Zeit zu verleiden begann, besonders Hörni war in dieser Beziehung unberechenbar. Oft wenn man an gar nichts dachte, setzte sie gegen das Ende der Furche hin plötzlich den Setzkopf auf und fing an zu haudern und nebenaus zu drängen, so zwar, dass ich sie weder durch Schlagen noch Zerrern zu Ordnung und Anstand zurückzubringen vermochte.

Dann gab es schwere Gewitterausbrüche. Der Zeigerhaniss konnte ob einer übelgerateten Furche, wegen eines Strauchraines ein ganz anderer Mensch werden. Er konnte Flüche ausstossen, wie man sie sonst gar nie von ihm hörte. Er konnte eine Viertelstunde weit nach Hause nach einem Spaten laufen, wie wenn von dieser einzigen Furche der Jahresertrag des ganzen Gütchens abhinge. «Diese Furche hat auch Frucht getragen wie die andern, somit soll man sie jetzt nicht verachten», sagte er

beim Umgraben der ungenügend geackerten Stelle. Der Sturm hatte sich bei ihm gewöhnlich sehr bald gelegt. Er tätschelte der fehlbaren Kuh den Hals und die Flanken und ermunterte sie durch eine verständige Ansprache, noch ein wenig auszuhalten: «Gäll, du bist jetzt aber so gut und nimmst wieder Vernunft an! So etwas könnte man dir geradezu übelnehmen. Und damit du siehst, dass man dir entgegenkommt, will ich den Pflug jetzt wieder ein wenig höher stellen.» Mir gestand und erklärte er dann unter Augenzwinkern, er habe bei der vorletzten Furche hinterrücks die Zugkette um einen Zahn tiefer eingehängt, und das müsse der Hörni bemerkt haben. Gewöhnlich ging es nun wieder zur Not und mein Meister behauptete, dass man immer noch mit den Worten am meisten ausrichte, und dass man sogar eine Kuh nicht zum Narren halten könne, wenn sie Verstand habe.

Eine besondere Sorge bildeten für mich die Bäume, namentlich in der ersten Zeit, da ich die kleinen Vorteile noch nicht kannte und den Kühen zu wenig gewachsen war. Ein Acker ohne Bäume schien mir das wahre Paradies für einen Leitbuben zu sein. Hierin gingen auch meine Altersgenossen, die die gleiche Arbeit tun mussten, mit mir einig, obschon sich einige nicht gar viel daraus machten, wenn die Nabe des Pflugrades etwa ein Stück Rinde wegriss. Der Gottlieb Steinli prahlte sogar, er lache jedesmal heimlich nebenaus, wenn der Vater hinten in der Gaize¹⁰ drin so greulich lästere und alle neun Namen zusammenbete. Wegen einem Schnarz Rinde sei noch nie ein Baum dürr geworden.

Der Zeigerhaniss sah die Sache allerdings von einer anderen Seite an, für ihn bedeutete die kleinste Schürfung, die ein Stamm erleiden musste, ein missliches Ereignis, eine Untat, die nicht mehr gut zu machen war. «Auf diesen Platz hat man den Baum gesetzt», belehrte er mich jedesmal mit gleicher Eindringlichkeit. «Er kann nicht ausweichen, also müssen wir uns die Mühe nehmen. Und wer das nicht tut, verdient nicht, dass er je ein Äpflein oder eine Birne zu sehen, geschweige denn zu essen bekomme.»

Als mir einmal zu meinem Schrecken das besondere Unglück zugestossen war, durch eine kleine Ungeschicklichkeit beim Fahren dem Kornapfelbaum auf dem Heimenacker neben alten, längst vernarbten Wunden eine neue beizubringen, regte sich mein Meister darüber derart auf, dass er eine geraume Weile weiter nichts herausbrachte, als die zwei Worte: «Achtzehn Jahre! – Acht-ze-hen Jahre! ...» Erst nachdem wir eine ziemliche Strecke vom Baum entfernt waren, gelang es ihm endlich, den Satz zu Ende zu bringen: «Achtzehn Jahre lang habe ich um diesen Baum herumgeackert und nie ist etwas passiert. Wenn du dir nicht mehr Mühe gibst, so kann es dir noch gehen wie des Gräbenrieters Knechtlein, dem Mathisli. Dem hat sein Meister jedes Stück Rinde, das er im Feld weggefahren hat, an einer Schnur über dem Bette aufgehängt. Mein, das wäre ein anderes Vergnügen, wenn du so am Sonntagmorgen, wo du eine Stunde länger als sonst liegen kannst und dir die Sonne in die Kammer hineinscheint, die ganze Zeit an deine Sünden hinaufblicken müsstest.»

Am tiefsten konnte mich der Zeigerhaniss kränken und beunruhigen, wenn er mir etwa im Zorn in Aussicht stellte, Frieda müsse in Zukunft wieder fahren. Diese Erniedrigung und Zurücksetzung vor mir selber und vor ihr zu erleben, erschien mir als etwas geradezu Entsetzliches, das ich mir nicht ausdenken konnte.

Zum Glück sollte es auch bei der blossen Drohung bleiben. Ich nahm mich mit jedem Tag besser zusammen und eignete mir mit der Zeit eine gewisse Fertigkeit und Überlegenheit an. Ja ich brachte es am Ende so weit, dass mir der Meister einmal in besonders guter Laune zugestand, er habe nun wirklich noch nie einen so ankehrigen und flinken Ackerbuben gehabt.

Von diesem Tage an empfand ich beim Aufschienen des Pfluges kein heimliches Unbehagen mehr. Sicher und selbstzufrieden schritt ich neben meinem vertrauten Gespann durchs Dorf hinaus, kaum dass ich mich einmal umschaute, ob der Zeigerhaniss den alten Bandkorb mit dem Zwischenimbiss nicht etwa vergessen habe.

Es konnte wirklich sehr liebe und freundliche Ackertage geben. Das Einnehmen des Vesperbrottes auf dem Pflugbaum angesichts der frisch gelegten Furchen konnte mitunter ein kleines Fest bedeuten; besonders im Frühherbst, wenn das Glück der Septembersonne so wunderbar mild über dem Gelände ausgebreitet lag, wenn da und dort auf dem Feld verstreut die Pflüge gingen und das Dorf mit dem weissen Kirchturm, mit den Giebeln und braunen Dächern wie vergessen am Fusse seines Rebenhanges träumte, während von den Erlenwiesen und gegen das Känzeli hinaus der Rauch der ersten Hüterfeuer aufstieg. Der Klang der Vespertglocke, gleichsam als eine neue, wunderbare Farbe mit dem Bild verschmolzen, hatte dann so etwas Liebes und Versonnenes, dass mein Meister oft behauptete, diese Glocke habe früher, als neu, den rechten Ton noch nicht gehabt, sie habe mit der Zeit etwas von der Luft, vom Holz und von den Feldern angenommen.

An solchen Abenden hatte er es mit dem Aufstehen nicht eilig. «Es gibt so Stunden, wo man sich sogar zum Leben Zeit nehmen muss», sagte er. «Ein Wunder kann man es eineweg nicht nennen, dass selten einer ganz von der Steig fortkommt, wenn sie ihm erst ihre lieben Sachen gezeigt hat.»

Einmal ereiferte er sich ein wenig. «Die Stadtherren meinen immer, wir seien inwendig von Leder! Dort drüben beim Holz ist einer gestanden, im vorletzten Frühjahr war's, und hat sich alles angesehen. Ich habe just nebenan Äste aufgeladen. Er hat zu mir gesagt: „O ihr guten Bauern, wenn ihr nur wüsstet, was ihr da oben alles habt! Wenn ihr nur Augen hättet!“ Hab' ich dem Fleck einen Fitz gegeben und bin zugefahren. Zu mir selber hab' ich gesagt: „Kamel! Meinst du denn, wir sehen nicht, dass die Wiesen grün sind? Meinst du, wir hören die Stare nicht pfeifen? Der dort zu oberst auf dem Brachapfelbaum ist auch nicht in die Stecklischule gegangen, er hat keine Brille an, und doch dünkt ihn die Welt so schön, dass es ihm fast das Herzlein zersprengt.“ Hin und wieder geschah es einmal, dass der alte Gräbenrieter Jost über die Äcker und Feldwege dahergehumpelt kam und sich für ein Viertelstündchen neben uns auf den Pflugbaum setzte. Er hatte das achtzigste längst überschritten und mit Schaffen fertig gemacht, wie er sagte. Mein Meister mochte ihn gut leiden, weil er zu den Oberdörfnern hielt und ihm früher oft aus der Klemme geholfen hatte.

Der Gräbenrieter war ein kurzweiliges Männchen, das gern plauderte und hier und da einen guten Spass sagte. Er hatte in seinem eingeschrumpften, bartlosen Gesicht eine unverhältnismässig grosse Mundgelegenheit; wenn er sein Antlitz, das heisst den Mund bewegte, war man immer gespannt, was jetzt kommen würde.

Gewöhnlich eröffnete er die Unterhaltung schon von weitem: «Du, Haniss, ich weiss nicht, geht's dir, wenn du alt bist, auch so, wie mir: ich kann übers Feld gehen, und auf einmal laufen die gestorbenen Bauern neben mir auf den Äckern herum. Mein, das ist manchmal kurzweilig! Besonders, wenn sie einander ihre Sünden vorhalten! Wenn der Spinner im Loo den einäugigen Weberköbel fragt: „Du, Köbeli, hast du jetzt genug Erde? Musst du nicht mehr bei Nacht und Nebel mit der Stockhaue ausrücken, weil irgendwo ein Markstein nicht so steht, wie es dir passt?“ Oder wenn er den Sonntagsbauer fuxt: „Gäll, jetzt hättest du die ganze Woche Zeit zum Misttragen, du müsstest nicht auch noch den Sonntag dazu nehmen.“»

Die beiden machten nun ihre Glossen über die Nachbarn, die da und dort auf dem Felde schafften. Über den Tischberger-Schang, der beim Pflügen einen Buckel machte und die Pflugarme mit vorgestreckten Händen gleichsam von weitem hielt, wie wenn da etwas losgehen könnte, so dass er jedesmal noch einige Schritte zu gehen hatte, wenn das Gespann stillstand. Über den Stettler-Wolfgang, der das Vesperbrot immer stehend ass und der sich und den Ackerbuben kaum drei Minuten Zeit gönnte. Der Gräbenrieter behauptete von ihm, dass er im Sommer, wenn die Nacht kurz sei, bloss neben das Bett hinkniee; sobald er einnicke und hin falle, stehe er auf und gehe mähen. Um drei Uhr früh renne er heim, das Weibervolk zu wecken: «Die müssen auch einen Genuss

vom Tag haben!» Seine Augen habe er immer an fünf Orten zugleich, und es zweifle kein Mensch daran, dass man ihn am jüngsten Tag noch mit der Falle fangen müsse. Dann kamen sie etwa auf den Steffenheiri zu sprechen. Der Haniss bedauerte ihn, weil er als altes Männlein seinen weitläufigen und überschuldeten Hof mit fremden Leuten umtreiben und wohl bald an die Händler verkaufen müsse. Aber der Gräbenrieter war anderer Meinung. «Es geschieht dem Steffen ganz recht», behauptete er. «Was hat er seinen zwei Buben von klein auf jeden Tag vorgepappelt? „Wartet nur, ihr müsst es einmal besser haben als ich, ihr müsst nicht mit kotigen Schuhen auf den Schollen herumstampfen und Roggenbrot essen“. Jetzt ist der eine Portier in der äussern Fabrik in Krien und lässt sich von den Alten die mit saurem Schweiss gepflanzten Kartoffeln umsonst zuführen, den Most und das Mehl; wenn auch ein wenig Roggenmehl dabei ist, das tut nichts. Der andere, der das Heidengeld gekostet hat, ist mit dem Studieren nie fertig geworden, er steht irgendwo in einer Schreiberstube, es heisst, er würde gerne heimkommen, wenn er schaffen gelernt hätte und sich nicht vor den Leuten genieren würde.»

Auch der Jakob Zimmerli bekam seinen Teil ab, wenn er etwa um die Wege war. Wenn er schon ein halber Dichter sei, habe er es doch nicht weiter als zu zwei Kühlein und einer Geiss bringen können. Natürlich, die vielen Zeitungen habe man halt auch nicht umsonst; und wenn er eine abbestellt habe, so seien seine Gedichte nicht mehr darin gedruckt worden. Das Dichten habe noch nie rentiert, es möge einer diese Sache noch so gut loshaben. Das letztere gab der Alte nun vom Zimmerli allerdings rückhaltslos zu. «Wenn der gut aufgelegt gewesen ist», berichtete er, «so hat er in einem Kaib¹¹ zwei ganze Seiten voll gereimt. Und dazu hat alles Sinn gehabt und aufeinander gepasst. Wenn man nur an die dreiundzwanzig lächerigen Verse denkt, mit denen wir die von Trüb an den Kilbinächten jedesmal so fuchsteufelswild machen konnten. Ich kann heute noch Vers für Vers auswendig; der zweitletzte hat mir am besten gefallen:

In Trüb, das wissen alle Leut,
Ist kein Gemeindrat ganz gescheit,
Dem klügsten sieht's ein Esel an,
Dass er das Einmaleins nicht kann.»

An Kinspergers Ross knecht Hintermann, der auch einmal im Gräbenriet gedient hatte, wusste der Jost auszusetzen, dass er jeden Morgen früh seine zwei Schnäpse haben müsse. Auf die Frage, warum es denn immer gleich ihrer zwei sein müssten, habe er ihm den Bescheid gegeben: «Meister, wenn ich einen Schnaps in mir habe, so bin ich ein anderer Mensch. Da finde ich es doch nur recht und billig, dass der andere Mensch auch seinen Schnaps bekommt.»

Es ging kaum anders, als dass der Haniss und der Gräbenrieter zuletzt noch von der alten Zeit zu plaudern anfangen. Von der Zeit, da man eine Kuh für acht Taler gekauft und wo man den letzten Fetzen Gewand selber gepflanzt, gesponnen und gewoben habe.

Wie von ungefähr pflegte dann ein schalkhafter Schimmer in den klugen Äuglein des Alten aufzuleuchten. Sein ungeheurer Mund zog sich langsam ein wenig auf die Seite, so dass der eine Winkel beinahe mit dem linken Ohr in Berührung kam und sein Gesicht einem unregelmässig gewachsenen Apfel glich, dessen Butzen sich stark verschoben hat. Immer, wenn der Gräbenrieter Jost so aussah, wusste ich genau, dass nun die Geschichte von seinem Grossvater Sameel und dem schwarzen Gaul kam. Der Grossvater war als junger Kerl spät nachts mit einem Kameraden von der Zimmerwalder Kilbi heimkehrend über den Berg gekommen. Als die zwei, vom Tanzen und Schlegeln müde, in halbem Schlaf hinten über die Nachtweid gingen, auf der man nach damaligem Brauch das Zugvieh nachts frei herumlaufen liess, wollte es der Zufall, dass der Grossvater über einen auf dem Rasen liegenden schwarzen Gaul hinfiel. Bei dem schwarzen Gaul angelangt, kam die Erzählung regelmässig in einen schnelleren Fluss. «Der Klepper, nicht faul, springt auf und davon, mein Grossvater kann sich mit

Not auf ihm festmachen. „Meel bätt! Meel bätt!“ ruft ihm der Kamerad nach. „Ja, kannst dann lang beten, wenn er dich schon hat!“ gibt ihm der Grossvater zurück, denn er glaubt auch nichts anderes, als dass er es mit dem leibhaftigen Gottseibeiuns zu tun habe. Der Gaul läuft derweil in einem Galopp durchs Dorf und nach dem Gräbenriet hinaus, wo er daheim ist und bleibt vor seiner Stalltüre stehen. Wer kommt auf das Getrappel mit der Laterne aus dem Haus, nur halb angezogen? Nicht des Teufels Grossmutter: nein, die meinige! Das heisst, damals war sie es noch nicht, damals war sie des Gräbenrieters Anna, ein Maitli, wie man braver und anstelliger, dazu um und um so wohlgemacht, auf zwanzig Stunden weit kein zweites finden konnte. Wie mein Grossvater sie ansieht, geht ihm ein Licht auf, er denkt bei sich: Gaul, jetzt hast du weiss Gott dein Gnadenbrot verdient! Während Anneli das Ross anbindet, fragt' er sie, ob er nicht, um den Schreck aus den Gliedern zu bekommen, einen Schluck Wein trinken dürfe in der Stube? Das Anneli sagt: Zwei für eines, und damit ist der Handel angesponnen gewesen. Den Wein hat er stehen lassen, aber die Grossmutter – immer des Gräbenrieters Anneli – hat er in die Arme genommen und verküsst. Sie sind an diesem Abend einig geworden, das Anneli hat ihm bekennt, dass es die halbe Nacht am Fenster gesessen und sich Gedanken gemacht habe, weil einer, der jetzt neben ihm sitze, an die Zimmerwalder Kilbi gegangen sei, ohne ihr ein Sterbenswörtlein zu sagen. Item, nach einem halben Jahr haben die zwei Hochzeit gemacht, und der Grossvater hat sich, weil das Anneli – jetzt richtig meine Grossmutter – einzige Tochter gewesen, auf dem Gräbenriet eingeweibt. So ist's gegangen und nicht anders. Dem Gaul hat man noch fünf Kinder auf den Rücken setzen können, wovon mein Vater das erste gewesen ist.

Und darum hat man auch auf dem Gräbenriet immer eine Vorliebe für Rappen gehabt, obschon ein schöner Brauner auch kein Untier ist!»

Nach dieser Geschichte kam der Alte oft unversehens ein wenig ins Studieren. Ja ja, man sage halt nicht umsonst die gute alte Zeit! Die Bräuche, alles sei viel anders geworden. Manchmal dünke es ihn auch, die Sonne habe ein wenig von ihrer alten Kraft verloren. Der Hofer-Elias behauptete sogar, sie scheine ihm nicht mehr ganz so weit in die Stube hinein wie früher, er habe an der Wandbank extra eine Kerbe eingeschnitten. Aber das alles käme vielleicht davon her, weil es mit dem Glauben nicht mehr ganz so gut bestellt sei wie früher.

Während wir dann wieder unter Hüst und Hott weiter ackerten, machte der Zeigerhaniss manchmal noch für sich allein ein paar Betrachtungen. «Die Welt ist eineweg schon sehr alt», sagte er einmal, «und wenn immer alles schlechter und nie etwas besser geworden wäre, könnte man es schon längst nicht mehr darauf aushalten.»